

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Rüdelsheim a. Rh.

1917. * Nr. 45

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fried.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ellen schüttelte verneinend den Kopf. Sie fühlte sich schwach werden. Die Gefühle, die in ihr tobten, drohten sie zu überwältigen. Aber aus dem Chaos erhob sich gebieterisch das Bewußtsein: Du darfst das Versprechen nicht halten, das Mutter dir abverlangte. „Du mußt Ihnen noch sagen —“ begann sie, während ihre vorüberblähten Wangen sich wieder mit lichter Blut färbten. „Ich mache eine Bewegung mit der Hand. Alles, was ritterlich in ihm, lehnte sich dagegen auf, diese löstliche Stunde zu verbringen, daß er sich von ihr, die er liebte, wie er erlaubt hätte, lieben zu können, erzählen ließ, daß sie schon einmal einen anderen geliebt hatte. Er erinnerte sich deutlich, im Anfang ihrer Bekanntschaft oft gedacht hatte: Das hat ja einen Knag weg! Welcher Ehel mag es fertig gemacht haben, sie zu trennen?“

„Sparen Sie für spätere Zeiten.“
„Wir uns selbst, wir wollen nicht mit Bekannten in unheimlichen Vorurteilen stehen.“
„Sie mit mir?“
„Sagte sie ohne sich zu kümmern.“
„Ihre Augen sind so groß.“
„So viel Licht und Wärme gab die Erde?“
„Darf also?“
„Sagte sie ohne sich zu kümmern.“
„Ihre Augen sind so groß.“
„So viel Licht und Wärme gab die Erde?“
„Darf also?“

Die öffentliche Verlobung war erst gefeiert worden, als Ellen wieder — bald genug — auf beiden Füßen stehen konnte. Es war am Tage danach, als Gerhard eilig in das gemeinsame Wohnzimmer eintretend, seinen Eltern zuflüsterte:

„Heubach ist hier!“

„Wer — wo?“

„Hier im Hause. Heubach. Ich begegnete ihm soeben auf der Treppe.“

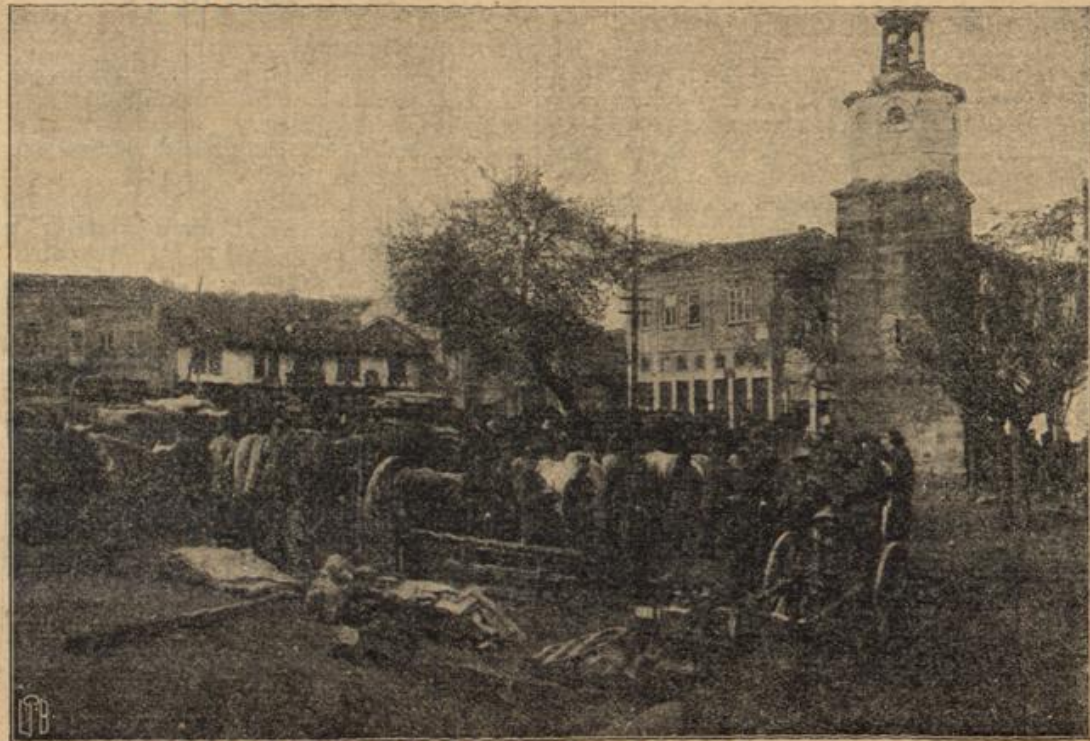
In stummem Entsetzen sah das Ehepaar Randow sich an. Einige Augenblicke vergingen in peinlichem Schweigen. Frau Randow war es, die sich zuerst faßte.

„Wir reisen ab. Lange wären wir sowieso nicht mehr geblieben. Wenn wir nur verhindern können, daß Ellen ihn trifft!“

„Es wäre entsetzlich! Jetzt, wo das arme Kind endlich auflebt... Aber es wird sich gar nicht umgehen lassen.“ Herr Randow hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Ich werde mit Thorstein sprechen“ sagte er endlich. „Es ist das einzige, was ich tun kann. Ich hätte es ja gleich tun sollen —“

„Nein, auf keinen Fall! Das dulde ich nicht. Man kann nicht wissen, wie es es aussieht. Ihre Männer sind darin unberechenbar. Aber lassen Sie mich nur machen. Heute abend, längstens morgen früh können wir reisen.“

„Wohin — wenn's beliebt? Die Schweiz ist ja klein und wir können überall Bekannte treffen, ganz abgesehen davon, daß wir Heubach's Pläne gar nicht kennen. Wir können nicht vor ihm fliehen bis an das Ende der Welt. Du kannst schon glauben, es wäre doch das



Deutsches Militär auf dem Marktplatz einer besetzten rumänischen Stadt.

Leipziger Pressekorrespondenz.

richtigte, Thorstein reinen Wein einzuschütten.“

„Unter gar keinen Umständen! Ich verbiete es euch auf das strengste. Hörst du, Gerhard, dir auch!“ Frau Randow war erregt im höchsten Grade. Aber ihr Mann wollte um jeden Preis festbleiben. Sein Ehrgefühl sträubte sich dagegen, etwas zu tun, was nach seiner ganz bestimmten

A. g. XIII.

Kasich! nicht als richtig bezeichnet werden konnte. Der Streit wurde heftiger von Minute zu Minute. Immer schwereres Gesicht wurde aufgeföhren. Gerade ging Frau Randow von der Versicherung, daß ihr Gatte niemals Verständnis für sie und ihre Kinder gehabt habe, zu der Behauptung über, daß er nur sich und seine Bequemlichkeit kenne, da rief die Glode zum Eisen. In bewunderungswürdiger kurzer Zeit glätteten sich die Wogen ihrer Erregung, und als sie wenige Minuten später zwischen ihrem Manne und ihrem Sohne den Speisesaal durchschritt, hätte man dem freundlich lächelnden Gesichte, der immer noch schönen Frau zumöglich anmerken können, daß sie sich noch kurz vorher als die unglücklichste Frau dieser Welt bezeichnet hatte.

Das Brautpaar war bereits anwesend. Nachdem Thorstein seiner Schwiegermutter die Hand geküßt hatte, wollten alle die gewohnten Plätze einnehmen. In diesem Augenblick sah Frau Randow durch die gegenüberliegende Tür zwei Herren eintreten. Abwartend blieb sie stehen, bis den Neugekommenen ihre Plätze angewiesen waren. Ein Seufzer der Erleichterung schien ihren Lippen zu entfliehen. Von dort war es unmöglich, Ellen zu sehen.

Während sie die Suppe löffelte, machte sie ihre Tochter und deren Verlobten damit bekannt, daß sie abreisen müßten.

„Vater hat Nachrichten bekommen, die seine Anwesenheit in Berlin notwendig machen“, sagte sie ruhig. „Und da er voraussichtlich schon in der nächsten Woche geschäftlich nach London muß, so dachten wir, es sei das einfachste, gleich morgen mit ihm zusammen abzureisen und entweder in Hamburg oder einem holländischen Bad auf ihn zu warten oder aber gleich nach der Insel Wight weiterzureisen.“

„Nach Wight!“ Ellens Gesicht verklärte sich. Sie war, dank der Vorliebe ihrer Mutter für alles Englische in Wight in Pension gewesen und hatte glückliche Tage dort verlebt. Von ihrer Seite hatte Frau Randow also keinen Widerspruch zu fürchten, wie sie ganz richtig angenommen hatte. Triumphierend blickte sie sich um. Ihr Mann sah ganz zusammengefunken auf seinem Stuhl. Er schämte sich für seine Frau und — er fühlte sich mitschuldig, daß er nicht der Komödie ein Ende machte.

Gerhard schien ebenso zu empfinden wie der Vater. Er erklärte, da das Ende seines Urlaubs bevorstehe, hielt er es für richtiger, mit seinem Vater nach Berlin zu fahren und die wenigen Tage dort zu bleiben.

Frau Randow hörte kaum danach hin. Mrs. Priesnall hatte sich der Sache bemächtigt und schilberte Thorstein die klimatischen Vorzüge der Insel, die er noch nicht besucht hatte.

„Es paßt nicht schlecht“, sagte er nachdenklich. „Der Arzt riet mir, einen Seeeaufenthalt zu nehmen, ehe ich mich wieder in die Arbeit stürze.“

„Da haben wir es! Das ist ja großartig —“ Mitten im Wort hielt seine Schwiegermutter inne und sah starr und gerade aus. Sie hatte oben in dem Spiegel, der ihr gegenüber hing, ganz deutlich das Bild des Mannes erkannt, den ihre Tochter um keinen Preis der Welt sehen sollte. Wäre Ellens Aufmerksamkeit nicht ganz und gar von ihrem Verlobten in Anspruch genommen gewesen, sie hätte ihn gewiß längst entdeckt.

„Was ist dir, Mama“, fragte das junge Mädchen, als ihre Mutter plötzlich verstummte.

„O — nichts. Ich hätte um ein Haar eine Gräte verschluckt“, log Frau Randow ohne Besinnen. Aber ihr tieferblaues Gesicht verriet, daß ihre Worte nicht der Wahrheit entsprachen. Die Mahlzeit wurde ihr zu einer wahren Höllequal. Während sie heimlich nach allen Seiten hin nickte und antwortete, fühlte sie, wie der Schweiß ihr in großen Tropfen auf die Stirn trat. Unablässig arbeiteten ihre Gedanken. Ellen mußte nachher müde nach oben kommen, damit jede Gefahr einer Begegnung vermieden wurde. Es blieben außerdem noch genügend Möglichkeiten, die man nicht in der Gewalt hatte. Die Abreise mußte um jeden Preis mit Hochdruck betrieben werden! Eine brennende Anruhe hatte sich der Frau bemächtigt; sie wußte kaum noch, was sie tat und sagte.

„Heute Abend mußt du dich ohne Ellen trösten“, erklärte sie gegen das Ende des Essens ihrem Schwiegersohn. „Ich brauche sie beim Baden.“

„Ist denn die Sache so eilig?“ fragte Thorstein, dem der Plan ein wenig zu plötzlich kam. Er hatte sich darauf gefreut, mit seiner Braut, die durch ihren Unfall noch wenig genug von der Umgebung Luzerns kannte, kleine Ausflüge zu Wagen zu machen. Außerdem liebte er das Gebirge weit mehr als die See. Am liebsten wäre er mit ihr allein hier geblieben.

Das hatte er ihr soeben ins Ohr geflüstert und sie hatte mit einem raschen heimlichen Händedruck geantwortet.

„Wenn es geht, möchte Papa schon morgen den Vormittagszug um sieben Uhr achtzehn benutzen“, sagte Frau Randow sanft.

„Ihr werdet also — du und Gerhard — ebenfalls den Abend zum Baden benutzen müssen“, schlug sie vor.

„O, was das betrifft — ich brauche nicht länger als halbe Stunde“, erklärte Achim fröhlich. „Ich wünschte, wäre ebenso schnell fertig und du erlaubtest ihr einen Spaziergang.“

„Das ist ganz unmöglich! Ich will froh sein, wenn wir haupt fertig werden.“

Einen Augenblick überlegte Thorstein, ob er seinen Schwager bitten sollte, wenigstens erst am Nachmittag zu reisen, der alte Herr sah so in Gedanken versunken, daß er nicht stören mochte.

Endlich war die Mahlzeit zu Ende. Frau Randow heimlich auf. Nun galt es, ein wenig zu zögern, damit der fürchere dem Saal verlassen halte, ehe sie mit ihrer hinausging. Sie verwickelte Mrs. Priesnall in ein kleines Gespräch, als von hinten eine Dame an sie herantrat, die die Hand auf die Schulter legte und ausrief:

„Meine liebe Frau Randow — ist es möglich? Hier wir uns?“

Alle Farbe wich aus den blühenden Wangen der Frau. „Die Welt ist wirklich nur ein Dorf“, versicherte sie hastig. „Aber wie fürchbar schade, daß Sie erst heute hierher stehen sozusagen mit einem Fuß schon in der Bahn. Ich früh geht es weiter.“

„Das bedauere ich allerdings sehr“, sagte die Fremde, erst fand sie Zeit, die übrigen Glieder der Familie zu begrüßen. Aus den hin- und herschwebenden Worten ging hervor, daß eine Frau Oberregierungsrat Winneberg war, die von aus anscheinend gut mit den Randows bekannt war.

„Daß ich bekannt machen?“ fragte Frau Randow nach merklichem Zögern. Sie stellte Achim Thorstein vor, ohne hinzuzusetzen, daß es der Verlobte ihrer Tochter sei. wandte sie sich zu Mrs. Priesnall, der sie lächelnd die Hand drückte als eine Erbschaft vermachte.

„Denken Sie doch, welch ergiebigen Gesprächsstoff Sie von vornherein haben: Familie Randow!“

Die Damen lachten und Frau Helene fuhr fort: „Sie sollen gleich anfangen, wir müssen jetzt gehen.“

Frau Winneberg trat einen Schritt beiseite und winkte zu: „Seubach ist hier! Ich dachte schon —“

„Dann dachten Sie verkehrt, mein Lieber“, erwiderte Frau Randow gereizter, als es sonst ihre Art war.

„Meine Tochter —“

„O — ich sehe“, sagte Frau Winneberg, deren Augen Ellen ruhten, mit heißen Spott, „Fräulein Ellen ist bereits getröstet.“

Frau Randow biß sich auf die Lippen; sie antwortete nicht. Doch lächelte sie gleich danach wieder verbindlich, als endgültig verabchiedete.

Wer freilich das immer noch weiche, jugendliche Gesicht der schönen Frau unmittelbar nach der Trennung von ihrem Verlobten gesehen hätte, wäre über den Ausdruck von ihrem Gesicht, der es entstellte, erstaunt gewesen. Hastig gab sie ihren Anweisungen wegen des Badens.

In ihrem behaglichen Wohnzimmer angelangt, riß sie das Fenster auf, als ob sie ersticken müsse. Dann ließ sie sich auf das Sofa sinken; ihre Stirn mit ihrem duffenden Tuche betupfend, stöhnte sie vor sich hin: „Das ist ein Tag, kann nicht mehr!“

Ihr Mann blieb mit über der Brust gekreuzten Armen stehen und sagte vorwurfsvoll: „Helene, auf was hast du dich eingelassen! Du wirst sehen, es geht gut. Und wenn Ellen diesmal enttäuscht wird —“

„Erbarme dich! Daran dürfen wir nicht denken. Es ist gesagt, daß alles so schlimm kommen muß, wie es jetzt ist.“

„Und was ich tat, geschah in der besten Absicht: von der Hand zu waschen.“

„Damit ist nicht gesagt, daß es auch zum Guten ausfallen muß. Vergiß nicht, daß du dich unanständiger Mittel bedienst.“

„Ich muß doch sehr bitten. Was tat ich denn überhaupt?“

„Das ist zuweilen ebenso schlimm. Und du machst alle zu Mitschuldigen. Wenn ich nur von mir reden darf, du, die Rolle, in die du mich hineindrängtest, war es nicht ich, die ich dir sagen, zum zweiten Male gebe ich mich nicht her, den Trottel zu spielen!“

„Hör auf, hör auf! Du stellst mich hin, als ob ich die Ursache der Sache bin, während du doch wissen müßtest, daß die Sorge für Ellen —“ die Stimme versagte ihr, heißer strömten aus ihren Augen. Allmählich tat sie ihm doch weh.

„Beruhige dich nur“, bat er. „Wir müssen suchen, wie möglich alles gut zu machen. Ich weiß überhaupt“

den das denkst. Einmal, und zwar sehr bald werden wir in Berlin sein. Dann soll die Verlobung auch dort sofort vollzogen werden. Achim ist Berliner Kind — sowie er sich mit Ellen verlobt, haben gute Freunde ihn morgen, wer in welcher Einstellung, die ganze Geschichte zugetragen. Es da nicht besser gewesen, er hätte sie von uns selbst gelassen? Mir ist der Gedanke schrecklich, was er sagen wird, daß er ihm verschwiegen haben."

Randow hatte sich eine Zigarre angezündet. Er lehnte sich in einem bequemen Sessel und sah den Rauchringen gedankenvoll nach. Seine Frau nagte an ihrer Unterlippe und überlegte. Sollte sie ihn in ihre Pläne einweisen? Sie hatte die Meinung gemacht, daß es besser ist, wenn die Männer nicht wissen. Aber so umgänglich hatte er sich lange nicht gezeigt und das Bedürfnis einer Aussprache war übermächtig. Er sagte ihm näher. "Denkst du, das alles hätte ich mir nicht gesagt? Oder warum glaubst du, daß ich gerade die Insel gewählt habe?"

"Du willst doch nicht jagen —?" Erschrocken starrte er sie an. "Sind du meinst, ob ich sagen will, daß allerlei Umstände vorliegen können, die eine schnelle Heirat unserer Tochter wünschenswert machen könnten, so ist das genau, wie ich dachte!" triumphierend.

"Über Frau! Das ist ja —!" Erregt sprang er auf und lief umher. "Glaube ja nicht, daß ich meine Hand zu solchen Mächtigkeiten", sagte er heiser. "Das wäre ein völliger Irrsinn. Weiter und nicht weiter! Fühlst du denn nicht, wie du dieses arme Kind beleidigst?"

Die stolze Abwehr, die in seinem Tone lag, reizte Frau Randow unjagbar. "Was willst du denn eigentlich?" fuhr sie nach. "Rachenschaften? Das Wort verbitte ich mir. Bei deinen gewöhnlichen Geschäften könnte sehr leicht der Fall eintreten, daß eines Tages der Gedanke käme, nach Amerika zu reisen, um nach dem Rechten zu sehen, da du doch schon einmal in Amerika bist. Und wer wollte es mir verdenken, wenn ich mich nicht mühte, um meine leidende Schwester zu besuchen, die von Jahr zu Jahr vertritt? Das ist nur eine Möglichkeit. Ich will nicht sagen, daß du dich hüten! Wie konnte ich nur sein, auch nur einen Augenblick zu denken, ich könnte dich von Frauen meine Sorgen mit meinem Mann beraten?"

"Aber lupfe sie sich Augen und Stirn. Dann stand sie auf. "Wir können wir nicht bleiben, das siehst selbst du wohl ein? Wo auch noch die Winneberg hier ist, ich bin sicher, daß Mrs. Randow zur Stunde schon eingeweicht ist! Ich werde also paden." Randow erhob sich. "Und ich werde in Gottes Namen die nötigen Schritte für die Abreise tun", sagte er in veränderterem Ton. "Wann befehlst du?"

Er hatte die Hand schon auf der Türklinke zum Nebenraum. "Morgen früh sieben Uhr achtundvierzig", sagte sie kurz und bestimmt.

(Zerlegung folgt.)

Schicksalswende.

Novelle von Martha Grundmann, Lommahsch.

(Nachdruck verboten.)

In einem Hinterzimmer der geräumigen Wohnung der Frau Randow, die der verwitweten Doktor Kornelius hatte Wochen hindurch die Hände geschnitten und geschickte Hände hatten mit Fleiß gearbeitet, was eine junge Braut an Wäsche mit ins eigene Heim nehmen sollte. Heute nun stand das Rad der Maschine still. Die Braut war abgeholt, die Arbeit getan.

Frau Doktor, eine noch sehr stattliche Dame, Mitte der vierzig, atmete erleichtert auf und ihre dreißigjährige Tochter, die blonde, glückliche Braut desgleichen. Seit ein Jahr war sie nun verlobt und ihr Bräutigam, der Doktor Kornelius, drängte zur Hochzeit. Bisfettes Vater, ein tüchtiger praktischer Arzt, hatte vor drei Jahren das Zeitalter gefegnet. Der Bräutigam war ein Arzt von Bedeutung, klug, gewissenhaft und pflichtgetreu. Bisfette war der Mutter Altesse. Nach dem Tode ihres Bruders Gottfried, der sich dem Studium der Theologie gewidmet hatte. Dann waren noch zwei jüngerer Nachkommen, ein Mädchen, noch nicht schulpflichtiges Zwillingpaar. Nora und Hans. Die Mutter liebte ihre vier über alles und umgekehrt. Die Schwester des Falls. Große Reichthümer hatte Doktor Kornelius durch den Tode seiner Familie nicht hinterlassen, aber so viel, um eine anständige und ohne Nahrungsorgen leben konnte. Hans für die Zukunft der Kinder war gesorgt. Gottfried hatte studiert und Hans, war er dann alt genug, desgleichen. Die Mädchen war gleichfalls eine Summe bereitgehalten, um als Mitgift dienen sollte bei ihrer Verheirathung. Wä-

hrend Bisfette nun nahe daran war, unter das Ehejoch zu schlü-

fen, so würden in bezug auf die kleine Nora noch sehr viel Jahre vergehen müssen, ehe sie in das heiratsfähige Alter kam. Und das war gut. Der Mutter konnte es ja nur wünschenswert sein, ihre Heiratsjahre lange um sich haben zu können. So würde sie wenigstens nicht so bald einsam sein.

Abendlich kam Bisfettes Verlobter zu mehrstündigem, manchmal auch nur zu kürzestem Besuch, je nachdem es ihm die Zeit erlaubte. Auch heute abend wurde er erwartet. Man war im Februar und es schneite heftig. Dazu tobte der Sturm, als sei eine ganze Schar böser Geister los. Um so traulicher war's im Zimmer, wo Bisfette soeben den Teetisch bedeckte. Die Gaslampe warf ihren Schein auf ihr hübsches, frisches Gesicht und ließ des Mädchens blondes Haar wie gesponnenes Gold erscheinen. Da klingelte es, Bisfette eilte hinaus, um zu öffnen. Die Zwillinge hinter ihr drein. Es war wirklich der Erwählte. Er küßte zärtlich seine holde Braut und drückte sie fest an sich. Gern hätte er sie lange so fest an sich gedrückt gehalten, aber Nora und Hans drängten sich zwischen das Paar. Sie mußten doch sehen, ob ihnen Onkel Georg — so nannten sie nämlich ihren zukünftigen Schwager — heute etwas mitgebracht. Er tat es zuweilen. Vielleicht auch heute. Aber sie hatten vergebens gehofft. Es gab nichts für die Ledermäuler, die gar zu gern dem Genuß Onkel Georgs Schokolade huldigten; die er mitbrachte, schmiedete stets besonders gut.

Dann saß man am Teetisch. Die Mutter schien abgepannt und genöthigt fast nichts. Nicht so lebhaft wie sonst, nahm sie an der Unterhaltung teil. Auf des Doktors und Noras besorgtes Fragen, ob ihr etwas fehle, gab sie zu, nicht ganz wohl zu sein. Sie wolle darum gleich mit den Zwillingen, die stets bald nach dem Abendbrot zu Bett gebracht wurden, zur Ruhe gehen.

So brachte Bisfette Mutter und Geschwister bald zur Ruhe. Sie küßte alle drei und wünschte ihnen gute Nacht. Der Mutter noch besonders, daß sie morgen wieder völlig wohl sein möge.

Zu ihrem Verlobten ins Wohnzimmer zurückgekehrt, holte sie eine Handarbeit herbei, an der sie zu fäden begann.

"Was soll denn das nun wieder werden?" fragte der Doktor neugierig.

"Wäscheschrankstreifen", belehrte sie ihn lächelnd. "Und diese vielen vorgezeichneten Buchstaben willst du fäden? Wie heißt denn eigentlich der Spruch?"

"Was Mütterlein mir einst befehrt,
Halt ich in diesem Schrank wert,
Soll glatt und fein geordnet sein,
Wie's einstens hielt mein Mütterlein."

sagte sie ihm innig vor. "Es ist ein sehr alter Spruch, aber ich liebe ihn deshalb um so mehr", setzte sie hinzu. "Mutter schon hat ihn einst als Braut für ihren Wäscheschrank gefädelt." Darauf unterhielten sie sich von allerlei, doch nur halbblaut, um die Mutter nicht zu stören.

Bevor sich der Doktor verabschiedete, ging er noch einmal mit Bisfette zu deren Mutter ins Schlafzimmer hinüber. Letztere schlief nicht. Sie sei nicht krank, nur abgepannt, meinte sie. Der künftige Schwiegersohn wollte sie untersuchen. Aber sie wehrte ab. Fieber war nicht vorhanden.

"Es hat keine Gefahr", meinte sie lächelnd, "morgen früh werde ich schon wieder munter sein."

So verabschiedete er sich denn. "Sollte sich der Zustand der Mutter verschlimmern, so schide nur das Mädchen zu mir", sagte er draußen zu Bisfette, nachdem er ihr den Gutenachtkuß gegeben.

Sie versprach es. Dann schloß sie die Thür hinter ihm.

In diesem Abend lag Bisfette lange Zeit wach. Ein paarmal rief sie leise die Mutter, erhielt aber keine Antwort. Da schlüpfte sie aus dem Bett und machte Licht. Mutter schlief. Tief und sanft wie es schien. Die Atemzüge waren regelmäßig. Das brachte ihr Beruhigung. Als sie wieder im Bett lag, versiel auch sie in tiefen Schlaf, aus dem sie erst am Morgen gegen sechs Uhr erwachte. Das Wetter draußen hatte ausgetobt und der Mond erhellte trotz der zugezogenen Vorhänge das Zimmer. Bisfettes erster Blick galt der Mutter in dem Bett neben dem ihren. Aber was war denn mit Mutter? Des Mädchens Augen weiteten sich vor Entsetzen.

"Mutter, Mutter!" Ohne Rücksicht auf die schlummernden Kleinen zu nehmen, stieß sie in höchster Angst die zwei Worte hervor. Keine Antwort. Da war sie auch schon bei ihr, beugte sich über sie. Der Ausdruck des Entsetzens im Gesicht Bisfettes verstärkte sich, als sie in die starren Züge, in die gebrochenen Augen der Mutter sah. Ein eifriger Schauer schüttelte Bisfette. Mit zitternden Fingern machte sie Licht und klingelte dem Mädchen. Und als dieses bestürzt erschien, rief sie ihm angstvoll zu:

"Rasch, Anna, zum Arzt. Zu meinem Verlobten. Er soll kommen, jogleich."

Das Mädchen stürzte fort, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte. Nur daß etwas Schlimmes geschehen sein mußte, das fühlte es.



Der große Kanal in Triest. Berliner Ill. -W. m. S. S.

In einer Viertelstunde erschien der Doktor. Mit einem zärtlichen Blick umfasste er sein blondes Lieb, das in einem flüchtig übergeworfenen Morgenrock, das herrliche Haar in zwei lange Zöpfe geflochten, wie Liselotte allabendlich vor dem Schlafengehen tat, auf dem Bettrand der Mutter saß. Sie hielt der letzteren Hand in der ihren. Mit den zärtlichsten Namen hatte sie sie gerufen. Hatte sie vergebens gefleht, ihr doch ein Zeichen des Lebens zu geben. Aber nichts rührte sich in dem marmorblaffen Gesicht. Und Liselotte begriff — der Tod war durchs Zimmer gegangen und hatte die geliebte Mutter mit sich genommen. Ihre liebe, schöne, stets so gesunde Mutter!

Da trat Georg stumm neben seine Braut und beugte sich über diejenige, deren Sohn er hätte werden wollen. Und er bestätigte, was Liselotte vermutet. Die Mutter war tot. — „Herzschlag“, konstatierte er. — Ganz sanft war sie entschlafen. Ein schmerzloses Sterben. Still drückte er der Toten die Augen zu.



Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann. (Mit Text.)

starre Schmerz Liselottes. Den blonden Kopf an die Schulter des Geliebten gelehnt, von seinen Armen fest umschlungen, weinte sie fassungslos. Und nicht weit von dem Paar, schlummerten in ihren weiß-ladierten Betten in schneeigen Kissen Nora und Hans. So süß schlummerlen sie mit roten Wädchen und lächelndem Mund, ohne zu ahnen, daß das Schicksal ihnen in der verkloffenen Nacht die Mutter geraubt und sie zu Waisen gemacht. Schicksalswende! — Sie spürten nichts davon. Im so mehr aber fühlte es Liselotte. Das Begräbniß war vorüber. — Auf Bruder Gottfried hatte die Kunde



Hauptmann Werner Vog. (Mit Text.)

Nun erst löste sich aber der

von dem Tode der Mutter geradezu niederschmetternd gewirkt. Er faßte es noch immer nicht, das Entsetzliche. Seine Mutter tot, seine vergötterte Mutter. Er saß er am Fenster des Wohnzimmers und grübelte. Sollte mit Hans und Nora werden, wenn Liselotte ratete? Sie zu Fremden geben in Pension? Unmöglich. Arme Liselotte. Mitnehmen konnte sie die Fünfjährigen nicht in ihre junge Ehe. Welcher Mann mochte er seine Braut noch so sehr lieben — erklärten leichtem Herzens für so etwas bereit. Es würde Verdruß geben ohne Ende. Am Abend reiste er ab, ohne mit der Schwester über die Kleinen gesprochen zu haben. Aber er würde ja bald wieder kommen. Dann wollten sie beraten und auch einen Entschluß fassen.

Mit schwerem Herzen erfüllte nun Liselotte die Pflichten des Alltages.

Hans und Nora machten ihr viel zu schaffen. Sie waren untröstlich, daß man die Mama hinaus auf den Friedhof geschafft und daß sie nun niemals wieder kam. Sie tranken und aßen kaum, sondern verlangten nur immerzu nach der Mutter. Die Nora war immer ein überzartes Kind gewesen, der sorgsamster Pflege bedurfte, wenn es gesund bleiben sollte. Um sie sorgte sich Liselotte besonders. Der Bräutigam sprach täglich vor. Aber von der Mutter wurde seit Mutter tot war, nicht mehr gesprochen. Und doch dachten beide beständig daran. Eines

endlich brachte Georg die Rede darauf. Sie waren allein. Am nächsten zum Einkaufen in der Stadt und hatte die Kinder mitgenommen. Die Gelegenheit wollten sie zu einer Aussprache benutzen. Liselotte war sich längst darüber klar, daß sie entsagen



Füßergroberleutnant Kurt Wolff, einer der erfolgreichsten Richtschützen-Kanonen des Pour le mérito. (Mit Text.)



Der soeben fertiggestellte neue Bahnhof in Görlich.

sonderu eine Bernunftsche. Er hatte fortwährend Pech mit den Wirtschaftserinnen gehabt. Die erste hatte sich verheiratet. Die zweite taugte nichts. Und die dritte war nicht viel besser als ihre Vorgängerin. Sie lochte schlecht. Trotzdem er ein sehr reichliches Wirtschaftsgeld gab, bekam er nie etwas Ordentliches zu essen. Da riß ihm die Geduld. Dürfte er sich keines glücklichen Ehelebens erfreuen, so wollte er wenigstens ein menschenwürdiges Dasein führen. So holte er sich die Frau aus einer Familie, darin er seit langem als Hausarzt verkehrte. Seine junge Frau war weder schön, noch geist- und temperamentvoll. Aber sie würde ihre Pflicht tun und das genügte ihm.

Und während er nun an seinem Schreibtische saß, konnte er es nicht hindern, daß ihm seine Gedanken entflohen. Er wollte sie zurückholen, doch gelang es ihm nicht. Sie weilten bei Liselotte und kamen nicht los von ihr, bis er schließlich energisch aufsprang, um sich zu seiner jungen Frau ins Nebenzimmer zu begeben.

Wieder sind Jahre vergangen. Ein volles Jahrzehnt. Liselottes Geschwister sind ihrer Obhut entwachsen. Und sie selbst kommt sich recht überflüssig vor auf der Welt. Sie zählt jetzt achtunddreißig Jahre. Aber man sieht ihr diese keinesfalls an. Gut zehn Jahre jünger sieht sie aus. Oft geschieht es, wenn sie auf der Straße geht, daß dieser oder jener Herr sich nach ihr umwendet, weil er findet, daß ihre Gestalt königlich, ihr vom schimmernden Blondhaar umgebenes Gesicht bildschön und außerdem anziehend und äußerst sympathisch ist. Selbstverständlich fehlte es ihr auch an Bewerbern nicht. Solange die Geschwister sie brauchten, kam ihr kein Heiratsgedanke. Während der letzten Zeit aber, da es einsam um sie geworden, dachte sie zuweilen daran, wie wohlthuend es sein müßte, wenn sie wieder Pflichten zu erfüllen hätte. Wenn sie jemand unentbehrlich wäre. Wenn man sie brauchte, um glücklich zu sein. Georg war Witwer. — Das wußte sie. — Jetzt könnte sie die Seine werden. Aber er dachte wohl kaum mehr an sie.

Darum, als man ihr eines Tages wieder einen Heiratsantrag machte, wies sie ihn nicht wie sonst kurzerhand ab. Sie erbat sich Bedenkzeit. Acht Tage Bedenkzeit. Es war ein achtbarer Herr, den sie in einer bestreudeten Familie kennen gelernt. Ingenieur in Staatsdienst, äußerst solid und weltgewandt. Ein Mann, ohne Fehl und Tadel — wie ihre Bekannten ihn verehrungsvoll nannten. — Von Liebe ihrerseits konnte natürlich keine Rede sein — nicht von jener Liebe, die sie für Georg erfüllt. Aber mußte es gerade eine solche Liebe sein? Sie sehnte sich so sehr danach, wieder einen Wirkungskreis zu besitzen. — Warum sollte sie nicht Georgs Beispiel folgen und heiraten, wie er es einst getan? Jetzt, wo sie frei war — ganz frei.

Und doch konnte sie sich nicht entschließen. Als die Bedenkzeit vorüber, erhielt der Bewerber eine Absage.

Bruder Gottfried wohnte in Leipzig, längst als Pfarrer in Amt und Würden. Und daneben als glücklichster Ehemann und Vater eines Kindes. Zu ihm — in sein Haus, hatte sie vor kurzem Hans gebracht, damit er in Leipzig die Schule besuche und bei Bruder und Schwägerin wohne. Er wollte Theologie studieren. Geistlicher werden wie sein älterer Bruder. Schließlich die Rora. Diese wollte als Fröbel'sche Erzieherin in einer Rittergutsfamilie. Niemand also brauchte sie mehr. Und sie war doch eigentlich noch so jung. Sollte sie das biblische Alter erreichen, dann lagen noch eine Anzahl Jahrzehnte vor ihr. Ein langer Lebensweg.

Der Mai war ins Land gezogen. Mit Sang und Klang und einer Fülle zartblühender Blumenkinder. In einem wunderbaren, sonnigen Tage fuhr Liselotte, um die Gräber der Eltern zu besuchen. Außer ihr befanden sich noch einige Damen im Abteil, deren Reiseziel auch das ihre war, wie sie aus ihrer Unterhaltung heraus hörte. Sie hatte sich ans Fenster gesetzt und genoss mit durftigem Blick die Schönheit der vorüberfliehenden Landschaftsbilder. Blühende Bäume, grüne Getreidefelder, saftige, mit Blumen besäete Wiesen. — Da klang ein Name an ihr Ohr: Doktor Reichel. . . Eine der Damen hatte ihn genannt. Liselottes Herzschlag stockte. Hatte sie erst der Unterhaltung der Damen so gut wie keine Beachtung geschenkt, so war sie mit einemmal ganz Ohr. Was ihre Reisegefährtinnen über den Doktor sagten, war einstimmig Lob — höchste Anerkennung. Und was sie weiter über ihn hörte, machte sie dermaßen erregt, daß ihr die Knie zu zittern begannen. Die Damen hatten ihr Bedauern ausgesprochen, daß der Doktor bezüglich des Heiratsens so gar kein Glück habe. Als er sich einst als junger Arzt verlobt, sei's nicht zur Heirat gekommen. So riesunglücklich sollte er deshalb damals gewesen sein, da er seine Braut grenzenlos geliebt. Lange Jahre war er darum wohl auch dem Junggesellenstande treu geblieben. Und als er sich schließlich doch eine Hausfrau geholt, da schien er wirklich, obgleich es keine Liebesheirat gewesen, ein recht zufriedener Ehemann geworden zu sein. Nun war er schon wieder über ein Jahr Witwer. Das Schicksal hatte ihm die Gattin geraubt, aber ein Kind besaß er wenigstens, ein reizendes Töchterchen.

Hier endete das Gespräch der Damen, da der Zug plötzlich hielt. Man war am Ziel. Ganz benommen von dem soeben Gehörten, stieg auch Liselotte aus. Sie begab sich zunächst nach einer Gärtnerei, die nahe am Friedhofe lag, um Blumen für die Gräber zu kaufen. Soviel sie zu tragen vermochte, nahm sie mit. Dann betrat sie den Friedhof. Der laue Lenzwind strich locker durch die Pyraressen und Lebensbäume. Auf allen Gräber ringsum ein Blühen und Dufte. Und über dem allen ein wolkenloser, tiefblauer Himmel, von dem die Sonne strahlend herniedergrüßte. Nun stand Liselotte an der Eltern Grab. Die beiden Eisenhügel waren es. Zwischen diesen ein schwarzer Obelisk aus schwedischem Granit, der in goldenen Buchstaben die Namen der Eltern trug, die hier so friedlich schlummerten. Betend, die Hände gefaltet, so verharrte Liselotte regungslos eine Weile. Dann schmückte sie die teuren Hügel mit den mitgebrachten Blumen. Und plötzlich kam sie sich, wie es schon öfter in letzter Zeit der Fall gewesen — wieder grenzenlos einsam und verlassen vor. Ihre Tränen hielt sie in Gedanken Zwiesprache mit den lieben Geschiedenen. Schließlich wurde ihr wieder leichter ums Herz. Ein Zweiglein Efeu pflückte sie sich zum Abschied von jener Grab, um sie im Handtäschchen sorgsam zu bergen, bis sie daheim sicher und heilig verwahren konnte.

Dann verließ sie den Friedhof und schlug den Weg zum Bahnhofe ein. In einiger Entfernung kam ein Herr auf sie zu, der ihr bekannt vorkam. Diese hohe Gestalt — dieser Gang, — die Art, wie er den Stod trug. . . Sie täuschte sich nicht. Nein, sie erkannte sie auch sein Gesicht. Er war's — Georg. Noch sah er sie nicht, denn sein Blick war zu Boden gerichtet. Aber jenen Augenblick konnte er aufsehen. . . Und es geschah. Sie sah, wie er stuchte — wie seine Augen sich weiteten. Kein Zweifel, auch er erkannte sie. Sein Schritt verlangsamte sich. Dann verdoppelte er ihn und dann — dann stand er vor ihr.

„Liselotte!“ Unwillkürlich war der Name seinen Lippen entflohen. Beide Hände reichte er ihr, deren Gesicht wie mit Purpur überzogen schien. Sie sah so hübsch aus, — nein, nicht nur hübsch schön, bildschön trotz ihrer achtunddreißig Jahre. Sie trug ein dunkelblaues Kostüm, einen einfachen schwarzen Hut, dessen zigen Schmutz linksseitig angebracht, zwei köstliche, weiße Nasen bildeten. Der Doktor erriet sofort, woher sie kam und wohin sie ging. Als ob es ganz selbstverständlich sei, kehrte er wieder mit ihr und schloß sich ihr an. Sie mußte ihm von den Geschwistern erzählen. Und schließlich erzählte er von sich selbst, daß er Witwer geworden, daß er ein kleines Mädchen besitze, das vier Jahre alt sei.

„Liselotte,“ sagte er plötzlich nach längerem Schweigen, „deine Geschwister sind nun deiner Obhut entwachsen. Sie brauchen dich nicht mehr. Du bist frei, endlich ganz frei! Und ich — ich brauche dich, denn ich liebe dich noch immer, tief, innig. Du könntest mich so glücklich machen. So unsagbar glücklich — und das Kind, mein kleine Liselotte dazu. Wenn du zu uns kommen wolltest, meine Gattin und Mutter meiner Kleinen zu werden?“

Liselotte wollte antworten. Daß er seinem Kind ihren Namen gegeben, rührte sie. Aber da waren plötzlich so viele Menschen um sie her. Vor, neben und hinter ihnen. Der Doktor wurde aber erbietig gegrüßt, mußte erwidern, oder selbst grüßen. So kam sie zum Bahnhof, ohne daß Liselotte ihm Antwort geben konnte. Er nahm sich eine Bahnsteigkarte. Bis zum letzten Augenblicke wollte er den Anblick ihres lieben Gesichtes aus nächster Nähe genießen. Auch dort waren Menschen um sie her.

„Die Antwort, Liselotte!“ drängte er ungeduldig. Da reißte sie ihm die Hand.

„Sie bedeutet natürlich ein Ja“, gab sie zurück. „Hier können wir nichts weiter reden, Georg. Aber komme zu mir, sobald du kannst.“ Und sie nannte ihm ihre Adresse.

Dann stieg sie ein. Der Schaffner kam und schloß die Thür. Wie in einem Traum befand sich der Doktor. So glücklich war er, daß er verstummte, unfähig, Worte zu finden.

Nun ließ sie das Fenster herunter, streckte ihm die Hand nach einmal heraus. Da kam ihm die Sprache zurück.

Ihre Hand küßend, sagte er glücklich und seine Augen strahlten dabei: „Heißten Dank, Liselotte! Ich komme. Komme schon morgen.“ Dann ertönte das Abfahrtsignal. Der Zug fuhr davon. Einmal schwenkte der Doktor den Hut, winkte Liselotte mit dem Taschentuch. Daraus verlor er sich in der Ferne.

Diesmal befand sich Liselotte allein in dem Abteil. Glücklich verträumt ließ sie sich in einer Ecke desselben nieder. Und die Gedanken begannen zu wandern, zurück in die Vergangenheit. Dann voraus in die Zukunft. Ein neuer Lebensabschnitt begann. Schicksalswende! dachte sie lächelnd. Vor ihrem geistigen Auge dehnte sich ihr künftiger Lebensweg, den sie gemeinsam mit dem Geliebten gehen sollte. So schön war dieser Weg, so blumig geschmückt und hell, denn der Sonnenschein des Glückes verblüdete ihn.

Etwas über die schwarzen Diamanten.

Flauberei von Adolf Gustav von Bankow. (Nachdruck verb.)

Es ist Recht hat man die für das Gedeihen aller Lebewesen unentbehrlichen Kohlen zutreffend „schwarze Diamanten“ genannt. In der Tat ist diese Bezeichnung vollauf gerecht, denn der als schönster Schmuck unserer holden Frauen so hoch bewertete Diamant ist nichts anderes, als nur eine andere Form der Kohle. Dem Scharfsinn findiger grübelnder Köpfe ist es schon gelungen, wenn auch nur in begrenztem Maße, das Experiment der Natur nachzuahmen, aus Kohlen Diamanten zu schaffen, doch lassen die erungenen Produkte erhoffen, daß die volle Lösung der Aufgabe nur eine Frage der Zeit ist. Es dürfte nämlich bekannt sein, daß vor Frankreich, dessen Kohlenvorräte überdies zum weitaus größten Teil zurzeit in unserem Besitz sind, dem kohlenreichen Belgien, dessen Erträge wir ebenfalls innehaben, Deutschland das kohlenreichste Land Europas ist, und schon aus diesem Grunde dürfte der Sieg unserer Feinde über uns sehr fraglich sein, denn auch England, dessen Kohlenvorräte früher fälschlich mit Unrecht viel zu hoch eingeschätzt wurden, kann nicht darin mit uns konkurrieren. Von anderen Ländern der Erde kann sich nur Amerika mit uns messen, das wiederum von China weit überboten wird, dessen Kohlenschätze aber vorläufig nicht in Betracht kommen, da sie noch der Erschließung harren. Das alles sind Tatsachen, die nicht anzustößen sind.

Wie traurig wäre es wohl um uns bestellt, wenn wir in die ärmliche Lage des räuberischen Italien veretzt wären, das nur mit einem armseligen Kohlenertragnis auswarten kann. Niemand hätte unsere Eisenbahnen, unsere kohlenfressenden sieghaften Kriegsschiffe das leisten können, was sie geleistet haben, um Heile des Vaterlandes. Niemand unsere Maschinen-Industrie ihre ungeheure Aufgabe zu bewältigen vermögen. Und was ist nicht weiter alles von der Kohle abhängig. Die gesamte Industrie könnte ohne sie und das glücklicherweise ebenfalls überflüssig vorhandene Eisen nicht auskommen. Dabei muß das Eisen ja auch erst aus seinen Erzen durch Kohlen bzw. dem aus den Kohlen hervorgegangenen Koks ausgeschmolzen werden.

Viele Körper in der Natur begegnen uns in den verschiedenartigsten Formen, die ihrem Wesen nach jedoch chemisch von demselben Grundstoff gebildet werden. Es ist bewundernswert, wie hier die Natur gearbeitet hat. Die heutige fertige schwarze Kohle, die aus bituminen Schichten tief unter der Erde gewonnen wird, um sich hier als Licht- und Lebensspender zu erweisen, ist niemals durch Beihilfe der Allmutter Sonne entstanden, um der Jahrmillionen als üppige Pflanzen und Bäume emporzuwachsen, um so schnell, wie sie entstanden, wieder zu verfaulen und in den ungeheuren Sümpfen der urvorweltlichen Zeiten zu vermodern und sich zur Kohle umzuwandeln. Die Struktur von diesen Bäumen, Niesenfarnen und Beagleichen, läßt sich noch heute in den Kohlen erkennen. Kohle aber konnte die Pflanze nur werden dadurch, daß sie selber Kohlenstoff enthielten, den sie aus der Kohlenäure der Luft entnahmen und mit Hilfe des Sonnenlichtes bildeten.

Wenn wir also sagen, daß unsere Kohlen letzten Grundes aus der Luft kommen, so ist diese Aussage keineswegs „aus der Luft gegriffen“. Die spätere Umwandlung jener vermodernden Pflanzen aber können wir uns verständlicher machen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf eine ähnliche Erscheinung der viel längeren Zeit lenken, nämlich auf die Torfbildung. Auch der Torf ist das Ergebnis der Vermoderung von Pflanzen, und er würde sich weiterhin, wenn ihm dazu Zeit gelassen würde, in schon dunklere Braunkohle verwandeln, um endlich zur schwarzen Steinkohle zu werden.

Sollen wir noch einen Schritt weitergehen, so kommen wir zu den eine Stufe höher stehenden Anthrazit, dem nicht sehr viel fehlt an reinen Kohlenstoff, wie Graphit und Diamant. Diese Beimischungen der natürlichen Kohlen können unter Umständen recht gefährlich werden; denn das so fürchtete Grubengas der Kohlenbergwerke ist nichts anderes, als solche in Gasform frei werdende Verbindungen des Kohlenstoffs. Die Kohlen sind eben noch in steter Weiterentwicklung begriffen. Aber dem auch stetig fortschreitenden Menschen ist es gelungen, aus allen, oft zufälligen Erfahrungen, Erkenntnisse über die Lichtnatur der Kohlen zu gewinnen. Als man unter anderem aus den Eisenerzen das reine Metall auszumeltzen wollte, wozu so lange die Holzkohle gedient hatte, merkte es sich, daß die Steinkohle verstaubte und verteerte und durch den Sämelprozess erschwerte. Bei dem Versuch, zuerst den Kohlen diese hemmenden Bestandteile herauszureiben, merkte man auf den sogenannten Stofs, die reine Kohle, die sich in jeder Beziehung als vortrefflich erwies. Aber nicht lange haben diese Ausscheidungen Abfallstoffe. Der Teer mußte sich

alle möglichen weiteren Verwandlungen gefallen lassen, und die in der ganzen Welt einzig dastehende deutsche Farbenindustrie nahm hier ihren Ausgangspunkt. Alle die bunten, grellen, auch oft so zarten Farben unserer im Ausland so viel begehrten Textilstoffe, Anilin- wie Alizarinfarben, rühren aus dem schwierigen Teer her. Und weiter die ganzen neueren Arzneimitteln, wie Aspirin, Antipyrin, Salvarsan usw., kommen aus diesem Abfallprodukt der Kohle. Hier hat wieder die deutsche Wissenschaft die größten Triumphe gefeiert. Und wie durch diese neuen Stoffe als unersetzbar geltende natürliche Farbstoffe, wie zum Beispiel Indigo, sogar noch an Echtheit überboten wurden, so haben wir uns andererseits von den teuren ausländischen Stoffen und pflanzlichen Präparaten, wie Chinin, frei machen können. So hat es England erleben müssen, daß die Abnehmer für seine Indigopflanzen sich nicht wieder einstellten und das bessere und dabei billigere deutsche Präparat vorzogen.

Eine der schwerwiegendsten und epochenmachendsten Erfindungen war vor zirka hundert Jahren die Gewinnung des Leuchtgases aus der schwarzen Steinkohle, das sich mit seiner sieghaften Leuchtkraft die Welt erobert hat; nun aber beginnen muß, der Elektrizität zu weichen.

Aus all dem Angeführten sind aber die aus der Steinkohle resultierenden Eigenschaften nur zum Teil erschöpft, namentlich hat die moderne Chemie „den schwarzen Diamanten“ noch vieles zu danken.

Verwendung von Chlorkalk zum Bleichen der Wäsche.

Schöne helle Wäsche ist der Stolz der Hausfrau. Mit liebevollem Blick wird sie täglich die aufgeschichteten blendend weißen Stöße ihres Wäscheschrankes mustern. Auf dem Lande haben es die Hausfrauen bequemer als in der Stadt. Sie brauchen hier keine künstlichen Mittel. Der ozonisierende Sauerstoff der Luft besorgt hier das Geschäft des Bleichens, oder die Wäsche wird auf dem Bleichplatz ausgebreitet und mit Wasser übergossen. Nicht so leicht haben es die meisten Stadtfrauen. Sie haben keine Möglichkeit, ihre Wäsche frei im Winde flattern zu lassen und das Geschäft des Bleichens der Natur zu überlassen. Kaum steht ihnen ein kleiner düsterer Trockenboden zur Verfügung. Doch möchten sie auch blendend weiße Wäsche haben. Es bleibt ihnen also nichts weiter übrig, als ihre Zuflucht zu künstlichen Bleichmitteln zu nehmen. In erster Linie sieht ihnen da nun der Chlorkalk zur Verfügung. Von der guten Wirkung des Chlors sind sie wohl überzeugt, doch haben sie ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, da sie befürchten, daß durch die Behandlung mit Chlor die Wäsche mürbe und brüchig wird. Bei richtiger Anwendung des Chlors ist jedoch absolut keine Gefahr. Nachdem durch das Chlor die gelbliche Farbe im Leinen zerstört ist, muß auch das Chlor unter allen Umständen vollständig daraus entfernt werden, da sonst die Fasern des Gewebes angegriffen würden. Dies geschieht entweder durch anhaltendes Entwässern der Wäsche in kaltem, klarem Wasser, oder man bringt die Wäsche in ein Antichlorbad. Dies bewerkstelligt man in folgender Weise. Man löst für 10 Pfennig unterchwefelsaures Natrium in etwa zwei Liter kochendem Wasser auf, schüttet diese Lösung in einen großen Kübel mit Wasser, in dem man die Wäsche ausziehen läßt. Sobald das Natrium mit dem Chlorkalk in Berührung kommt, geht es in eine andere, für die Wäsche vollständig unschädliche Verbindung über. Aus dem Chlorkalk wird das Chlorkalzium. Wird die Wäsche in dieser Weise behandelt, so wird man nie über Schäden durch Chlorkalk zu klagen haben. Bleibt dagegen das Chlor im Gewebe, so werden wir stets den unangenehmen Chlorgeruch vor der Nase haben, und die Wäsche muß unbedingt rotleiden. C. Fusch.

Fürs Haus



Jenes Apfels, die man als Kompott, Dampfpfäfel usw. ganz verwenden will, ist das Kernhaus auszustechen; dies geschieht am einfachsten durch den Kolonnenausstecher. Die Art und Weise der Benutzung kennzeichnet unsere Abbildung. Es wird daran erinnert, daß das Ausstechen des Kernhauses vor dem Schälen des Apfels zu erfolgen hat, da nach dem Schälen die Apfels leicht auseinanderbrechen.